

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „**Altpreussischen Zeitung**“.

Nr. 242.

Elbing, den 14. Oktober.

1893.

Das Geheimniß des Advokaten.

Von M. E. Braddon.

2)

II.

Nachdruck verboten.

Ein Geheimniß.

Die Zeitger der Bronzeuhr in dem kleinen Salon in der Hertfortstraße, in welcher Helene Arden mit ihrer Gesellschafterin, Frau Morrison, wohnte, zeigten ein Viertel nach acht Uhr, als Margrave's Wagen vor der Thür hielt.

Margrave's geschäftliche Stellung war nicht unbedeutend, er hatte eine große und vornehme Praxis. Dabei war er ein Mann von guter Familie, elegant, gewandt und talentvoll. Jedermann sagte, er sei zu gut für einen Advokaten. Aber er war dabei doch ein sehr guter Advokat, wie seine Klienten sagten. Mit zweiunddreißig Jahren war er noch immer unverheiratet, Niemand wußte warum; denn manche reiche Erbin und manche schöne Dame hätte mit Stolz ja geantwortet auf einen Heirathsantrag von Margrave. Aber der schöne Advokat schien seine Junggesellenfreiheit zu schätzen; denn wäre sein Herz für weibliche Grazie zugänglich gewesen, so hätte er es jedenfalls in der Gesellschaft seiner hübschen Mündel, Helene Arden, unvermeidlich verlieren müssen.

Helene befand sich erst seit Wochen in London. Sie hatte den Schutz ihrer Tante in Paris verlassen, um sich in den Strudel des englischen Gesellschaftslebens zu stürzen, unter den geräumigen Stützen einer älteren Dame, welche von ihrer Tante und Herrn Margrave sorgfältig ausgewählt worden war. Die Welt war ihr noch neu, und in Paris hatte sie sich nur in engem Kreise bewegt.

Von Margrave, der ihr aus ihrer glücklichen Jugend in den schottischen Bergen bekannt war und ihres Vaters Haus zuweilen besucht hatte, erwartete sie Rath und Leitung und fügte sich so sehr seinem Einfluß, als ob er wirklich jener Beschützer und Vater gewesen wäre, den er vor dem Gesetz vorstellte. Zuweilen hatte er ihre Tante in Paris besucht und für Helene die zärtliche Freundschaft eines älteren Bruders gezeigt.

Ihre Wangen rötheten sich, als der Wagen unter dem Fenster anhielt.

„Nun, Frau Morrison,“ sagte sie spöttisch, „werden wir meinen unvergleichlichen Zukünftigen sehen mit dem blonden Haar und den dicken Stiefeln.“

„Er müßte schlecht erzogen sein, wenn er mit dicken Stiefeln käme,“ erwiderte die praktische Dame. „Mister Margrave sagt, er sei ein vorzüglicher junger Mann.“

„Ach, mein Traum! Mein Traum!“ murmelte Helene. Sie war noch immer sehr romantisch und vielleicht auch sehr thöricht.

Das Dienstmädchen meldete:

„Mister Margrave und Mister Dalton.“

Wider Willen blickte Helene mit einiger Neugierde auf, um diesen jungen Mann zu sehen, für den sie so viel Geringschätzung und unverdienten Widerwillen hegte. Er war etwa zehn Jahre älter als sie und von mittlerer Größe. Sein Haar war blond, wie sie vorausgesetzt hatte, aber keineswegs von häßlicher Farbe, und umrahmte eine breite Stirn. Seine Züge waren ziemlich regelmäßig und seine Augen dunkelblau. Sein Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck und nur selten erschien ein ruhiges Lächeln auf seinen Lippen. Neben Margrave erschien er keineswegs als ein schöner Mann, aber sein Gesicht zeigte jene Eigenschaften, welche dem Advokaten zu fehlen schienen, Kraft, Entschlossenheit, Selbstvertrauen, Ausdauer, alle Eigenschaften, welche einen Mann groß machen können.

„Herr Dalton erwartete mit Ungeduld die Stunde, welche ihn in Ihre Nähe bringen sollte, Fräulein Arden,“ sagte Margrave. „Seit lange ist er mit jenen Artikeln im Testament Ihres Onkels bekannt, welche Sie erst heute erfahren haben.“

„Ich bedauere, Fräulein Arden, daß Sie sie überhaupt niemals erfahren haben, wenn sie Ihr Mißfallen erregt haben“, sagte der junge Mann ruhig. Helene blickte auf in seine blauen Augen, welche mit ruhigem Ernst in die ihrigen sahen.

„Er ist doch nicht so übel“, dachte sie. „Es war thöricht von mir, ihn lächerlich zu machen, aber lieben kann ich ihn niemals.“

„Fräulein Arden“, fuhr er fort, indem er sich auf einen Stuhl neben dem Sopha, auf dem sie saß, niederließ. „Fräulein Arden, wir treffen unter so eigenthümlichen Umständen zu-

sammen, daß es am besten ist, wenn wir einander von Anfang an verstehen. Ihr verstorbener Onkel war mir ein Vater, deshalb muß jeder seiner Wünsche mir geheiligt bleiben. Aber ich bin daran gewöhnt, mich allein auf mich selbst zu verlassen, und ich habe keinen anderen Wunsch, als mich meinen eigenen Weg ohne Hilfe von Geldinteressen selbst zu bahnen. Der Verlust des Geldes wäre also kein Verlust für mich. Wenn es Ihr Wille ist, meine Hand zurückzuweisen und das Vermögen zu behalten, auf welches Sie allein einen Anspruch haben, so thun Sie es, Sie sollen niemals in dem Besitz gestört werden. Mister Margrave, Ihr Rechtsanwalt und Testamentsvollstrecker Ihres Herrn Onkels, soll morgen ein Document ausfertigen, durch welches ich auf jeden Anspruch auf dieses Vermögen verzichte, und ich werde auf ein Wort von Ihnen noch diesen Abend Ihnen Lebewohl sagen, bevor," fügte er langsam mit einem ernsten Blick auf ihr schönes Gesicht hinzu, „mein Herz ganz gesungen ist und mir nicht mehr erlauben will, gerecht gegen Sie zu sein.“

„Mister Dalton," sagte Margrave, „Sie bringen römische Tugend mit sich.“

„Soll ich gehen oder bleiben, Fräulein Arden?" fragte der junge Mann.

„Bleiben Sie, Mister Dalton!" Sie erhob sich und stützte ihre Hand auf die Lehne eines Stuhles, der neben ihr stand. „Wenn Ihr Glück durch die Verbindung gemacht werden kann, welche mein verstorbener Onkel wünschte, so mag es sein. Ich kann dieses Vermögen nicht behalten, es ist nicht mein, aber ich kann es theilen. Ich will Ihnen gestehen — und ich weiß, daß Ihre edelmüthige Natur mich für dieses Geständniß achten wird — daß eine Träumerei mir das Bild eines Anderen gezeigt hat. Ich war thöricht und unsinnig, wie Schulmädchen oft sind, der Traum ist vorüber. Wenn Sie meines Onkels Vermögen und meine Achtung annehmen können, so erwerben Sie das eine durch das Gezeig und die andere durch Ihr Benehmen heute Abend.“

Sie streckte ihm die Hand entgegen. Er drückte sie sanft, erhob sie an seine Lippen, führte Helene zum Sopha zurück und nahm wieder Platz auf dem Stuhl daneben. Margrave schloß die Augen, als ob der lange erwartete Schlag gefallen wäre.

Der Abend verging langsam. Margrave sprach viel. Er verstand brillant zu sprechen, aber er hatte träge Zuhörer. Helene war zerstreut, Dalton gedankenvoll und Frau Morrison äußerst beschränkt. Als die Uhr halb elf zeigte, nahm er Dalton mit sich fort und Helene blieb allein in tiefen Gedanken über das feierliche Versprechen, das sie ihm auf den Antrieb eines Augenblicks gegeben hatte.

„Ich werde eine Droschke nehmen," sagte der junge Dalton, als sie das Haus verließen, „und wünsche Ihnen gute Nacht, Mister Margrave.“

„Nein, halt, ich habe Ihnen etwas zu sagen, was Sie wissen müssen und was ich lieber bei Nacht als bei Tage sagen möchte. Kommen Sie mit mir nach Hause, um eine Cigarre zu rauchen. Ich muß ein Stündchen mit Ihnen sprechen, ehe Sie Helene Arden nochmals sehen.“

Dalton, zwar erstaunt über die Worte und das Wesen des Advokaten, verbeugte sich zustimmend.

„Mit großem Vergnügen", sagte er. „Ich stehe gern zu Diensten“.

Nabezu drei Stunden saßen Dalton und Margrave beisammen, aber keiner rauchte und eine Flasche Madeira stand unberührt auf dem Tische. Es schlug zwei Uhr, als Margrave seinen späten Besucher zur Thür begleitete. Auf der Schwelle hielt er an, legte seine Hand mit starkem Griff auf Dalton's Arm und sagte flüsternd:

„Ich bin also sicher! Ihr Versprechen ist geheiligt“.

Dalton wandte sich um und blickte ihm voll in das bleiche Gesicht mit den niedergeschlagenen Augen.

„Die Dalton's sind keine aristokratische Race, Herr Margrave, aber sie halten ihr Wort. Gute Nacht!“

Er streckte nicht die Hand aus beim Abschied, sondern griff mit einer ernsten Verbeugung an den Hut.

Margrave seufzte, als er die Thür verschloß und in sein warmes Zimmer zurückkehrte.

„Endlich," sagte er, „bin ich sicher! Aber hätte ich glücklich sein können! Habe ich klug gehandelt, heute Abend? Das möchte ich wissen?" murmelte er, während seine Augen zu einer Stelle über dem Pankin schweiften, wo zwei Paar prächtige Pistolen und ein kleiner Dolch in einer Silberscheide aufgehängt waren.

„Vielleicht war es gut.“

III.

Nach den Fittertwochen.

Drei Monate waren vergangen seit der mitternächtlichen Unterredung in Margrave's Wohnung. Die Oper hatte ihre neue Saison bereits eröffnet, der Park war belebt von Amazonen und Equipagen. Es war die Hochfluth der Saison, als Herr und Frau Dalton von ihrer Hochzeitsreise nach den Seen von Cumberland zurückkehrten, um in dem kleinen Hause in der Hertfordstraße, welches Helene vor der Verheirathung eingerichtet hatte, sich häuslich niederzulassen.

Ihre Brautchaft war kurz gewesen. Alle die süßen Ungewissheiten, die Zweifel, die Träume, Befürchtungen und Hoffnungen, welche den poetischen Prolog zu einer Liebesheirath bilden, fehlten in dieser Verbindung, welche von dem letzten Willen ihres Onkels geboten wurde, in dieser Heirath, welche auf Achtung und nicht auf Zuneigung gegründet war und die sie in Folge eines großherzigen Antriebes ihrer

ungeflümmen Natur geschlossen hatte, welche sich niemals dem Gebot der Vernunft unterordnete. Ist sie glücklich? Kann diese kalte Achtung, welche sie für den Mann empfindet, den ein anderer für sie wählte, das glühende Herz eines romantischen Mädchens befriedigen? Sie war schon sechs Wochen verheiratet und hatte Margrave, den einzigen Freund, den sie besaß, — natürlich mit Ausnahme ihres Mannes, — seit ihrem Hochzeitstage nicht mehr gesehen, — seit jenem sonntigen Morgen, an welchem er ihre eiserne Hand ergriff und sie als ihr Vormund und der Vertreter ihres verstorbenen Vaters ihrem Gemahl übergab. Sie erinnerte sich, daß an jenem Tage seine Hand kalt war, wie ihre eigene, und daß sein starres Gesicht noch bleicher war, als gewöhnlich. Aber trotzdem hatte er bei Tisch die Honneurs gemacht, auf das Wohl von Braut und Bräutigam einen Toast gesprochen, die Brautswestern begrüßt und Jedermann entzückt. Und wenn Helene jemals geglaubt hätte, daß sie Margrave im geringsten theurer sei, als irgend eine gleichgiltige Klientin, so wurde diese Vermuthung durch sein weltmännisches, kühles Wesen beim Abschied vollständig widerlegt.

Es war am Ende des Juni, und die junge Frau saß in dem kleinen Salon und erwartete Besuch. Sie war schon seit einer Woche in der Stadt, aber Margrave war noch nicht gekommen. Sie sah ermüdet aus und suchte vergebens nach etwas, was sie beschäftigen konnte. Bald trat sie an das offene Piano und spielte einige brillante Tacte oder sang einige Klänge eines gefühlvollen Liedes, dann ergriff sie wieder ein Buch und las zwei, drei Seiten, wo das Buch sich zufällig öffnete. Dann ging sie zu einem Stuhlrahmen und suchte sorgfältig Wolle und Nadeln aus, und wenn das geschehen war, arbeitete sie kaum einige Stiche.

Sie sah sehr hübsch aus, aber nicht glücklich. Etwa eine halbe Stunde saß sie still und blickte durch die Pflanzen auf dem Balkon auf die Straße hinaus, als sie plötzlich zusammensuhr.

Sie hatte die Person erblickt, die sie erwartete. Ein Herr, der auf der andern Seite der Straße ging, kam über den Fahrweg hinüber und hielt an der Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Aus Grover Clevelands Kinderstube. In der „Chicago Evening Post“ vom 12. September findet sich eine Skizze aus Grover Clevelands Kinderstube, die bekanntlich einige Tage vorher eine neue Bewohnerin erhalten hat. Es wird darin der Akt, wie der nordamerikanische Präsident das neugeborene Baby wiegt, in humoristischer Weise folgendermaßen beschrieben: Anwesend waren der Arzt Dr. Bryant, die Amme,

Frau Clevelands Mutter, der Privatsekretär Thurber und Grover Cleveland. Der Doktor hielt die Waage, welche man aus dem Vorrathsaum hergebracht hatte. Es war ein gewöhnliches Messingding, die Tragfähigkeit bis zu 20 Pfund = 18 deutsche Pfund. —

„Ich denke, es wird reichen,“ bemerkte der Präsident mit einem Zwinkern zu Thurber, welches Thurber so fikelte, daß er in eine richtige Midway-Blaisance-Heiterkeit ausbrach. Das Körbchen für das Baby wurde zuerst gewogen. Es war ein weiches Federkissen darin und eine zierliche kleine Steppdecke. Das Körbchen und sein Inhalt wogen vier Pfund. Die Amme legte das nackte Kindchen in das Körbchen und Dr. Bryant hob die kostbare Last langsam auf; aber er setzte es nieder auf einen Wink des Präsidenten, der sagte: „Wart' eine Minute, laßt uns das Gewicht schätzen.“ — „Zehn Pfund,“ sagte seine Frau vom Bett her. — „Elf,“ sagte seine Schwiegermutter. — Dr. Bryant sah das Nesthäkchen kritisch an und meinte: „Neun und ein halb.“ — „Ich möchte sagen,“ bemerkte Thurber mit Kennermiene, „ich möchte sagen, na, ja,“ . . . — „Nun schätzen Sie doch,“ unterbrach ihn der Präsident, „es geht ja nicht auf Leben und Sterben.“ — „Zwanzig Pfund,“ sagte Thurber etwas verwirrt und wurde roth wie ein junges Mädchen, welches geküßt hat und dabei ertappt worden ist. — Dann setzte der Präsident, der darauf bestanden hatte, zuletzt schätzen zu dürfen, die Brille auf und beugte sich über das Körbchen. Er faßte ein Händchen seines Säuglings an, kniff ihn sanft in die Seite, um die Festigkeit seines Fleisches zu prüfen, that einen Blick zurück auf sein ältestes Töchterchen Ruth, welche neugierig zusah, blickte nochmals seine Züngste an und sagte, indem er sich aufrichtete, mit der Miene eines Mannes, der nicht umsonst den ganzen Sommer Barsche gefangen und gewogen hat: „Das ist ein Neunundeinviertel-Pfünder, oder die Wage taugt nichts!“ — Dann hob der Doktor das Körbchen noch einmal. Der Präsident stand gerade davor, die Hände auf den Knieen, die Brille auf der Nase, den Blick auf den Zeiger gerichtet. Die Amme stand zu seiner Seite, mit ausgestreckten Händen, um im Falle eines Unglücks das Baby aufzufangen. Frau Cleveland sah lächelnd zu vom Bette her, auf der anderen Seite des Präsidenten, während Thurber und die Schwiegermutter hinter ihm standen. Als das Körbchen sich senkte, ging der Zeiger herum und machte Halt gleich hinter 8. — „Himmel!“ rief der Präsident mit Schreckens-

ton, „nur vier Pfund? Nicht möglich, Doktor!“ — „Alles in Ordnung,“ sagte der Doktor, „das Körbchen hatte sich an meinem Arm gefangen.“ — Er machte es los, und der Zeiger schoß mit einem Ruck bis 20. — „Na ich hätte doch“ — begann der Präsident, da sah er gerade, daß Ruth auf das Körbchen drückte. „Geh weg da, Ruth,“ sagte er und schob sie faust zur Seite. — Das Körbchen ging dann wieder hinauf und blieb stehen bei dreizehneinhalb. — „Nun brat mir Einer 'nen Storch,“ rief Thurber, „das ist ein Bombenkind, dreizehneinhalb Pfund!“ — „Halt' die Luft an, mein Junge,“ bemerkte der Präsident, „Sie müssen das Körbchen abrechnen; 'mal sehen: vier von dreizehneinhalb bleibt neunneinhalb.“ — „Gerade meine Schätzung,“ bemerkte Dr. Bryant. — „Jawohl,“ sagte der Präsident, „aber Sie haben das Frühstück, welches das Baby schon zu sich genommen, nicht abgezogen. Das wiegt ein Viertelpfund, und Sie sehen, daß ich den Preis bekomme!“ — Und mit dem stolzen Schritt eines Eroberers verließ er das Zimmer, ging in sein Bureau und begann seine Wochenarbeit.

— **Die Mode à la Schliersee** — das ist das Neueste unter der Berliner elektrischen Sonne! In den letzten Tagen sahen sich verschiedene Eltern, namentlich in Berlin Osten, veranlaßt, ihren männlichen Sprößlingen eine kleine Züchtigung angedeihen zu lassen. Gingen hatten die Schneider eine große Freude, da urplötzlich eine Menge Knabenhosen benützt wurden. Beide Ereignisse waren nach der „Berl. Pr.“ die Folge einer neuen Modethorheit, welche die jüngsten Sigerl der Reichshauptstadt verübten. Die Schlierseer, die im Wallnertheater gastirten, haben es ihnen angethan mit ihren Wadlstrümpfen und nackten Knien! Hatten ihnen schon die riesigen Gestalten und das verwegene Aussehen der bayerischen Bauern gewaltig imponirt, so stieg ihre Bewunderung aufs höchste, als sie die Kniehosen und die bunten Strümpfe der Gäste sahen. Der rege Nachahmungstrieb der Berliner Jugend acceptirte sofort diese nationale Eigenthümlichkeit: Fritz und Willem „fremptelten“ sich einfach die Höschen auf und fühlten sich nun den bayerischen Menschendarstellern ebenbürtig. Namentlich auf dem Wege vom Alexander-Platz bis zum Wallnertheater, den die Schlierseer täglich nehmen, kann man ganze Schaaen solcher kleiner Sanskulotten sehen; am meisten amüsiren sich natürlich ihre Vorbilder über die gelungene Imitation. So lange sich diese ländliche Mode auf das „Aufstremeln“ beschränkte,

lachte man darüber, als sich aber dieser Tage acht Knäblein die Hosen bis zur Hälfte abschnitten, hörte man Mütter jammern und Väter fluchen. Die unechten Schlierseer erhielten sofort eine Tracht, die einen noch durchschlagenderen Erfolg hatte, als die verkürzten Pantalons. Selbst die Entschuldigun der Berliner Kindl, daß sie unendlich in solchen langen Beinkleidern „Schubplattler“ tanzen könnten, rührte die erzürnten Patriarchen nicht. Auch dieser nationale Tanz hat schon viel Unheil in den Berliner Höfen und Straßen angerichtet. Er ist sehr populär geworden unter der Jugend des Hinterhauses, namentlich wegen des Klatschens auf die Knie, welches bekanntlich den Haupteffekt bildet.

— **Daß im Meerwasser Gold und Silber enthalten ist**, war schon lange bekannt; nun hat der Schwede C. A. Munster auch eine quantitative Untersuchung angestellt und gefunden, daß 1000 Liter Wasser aus dem Christianisfjord 19 Milligramm Silber und 6 Milligramm Gold enthalten. Diese Mengen sind nun so gering, daß, wenn die Substanzen weniger werthvoll wären, sich eine technische Darstellung überhaupt nicht lohnen könnte, und auch bei Silber und Gold nur so, daß dieselben im Meere selbst ausgefchieden werden. Munster schlägt nun vor, in einem vor starkem Wind und heftigem Wellenschlag geschützten Meeresarm, in dem die Strömung etwa 4 Meter per Minute beträgt, eine 60 Meter lange Doppelwand aus Metall herzustellen, und durch sie, sowie das dazwischen liegende Meerwasser einen elektrischen Strom zu leiten, dann wird das Silber und Gold sich an den Wänden niederlagern. Der zur Verwendung kommende elektrische Strom braucht nur schwach zu sein, so daß zu seiner Erzeugung die Benutzung der Meeresströmung genügt, kostspielige Apparate also nicht erforderlich sind. Auf diese Weise glaubt Munster jährlich eine Gold- und Silberproduktion im Werthe von 1½ Millionen Dollars erzielen zu können.

Seiteres.

* [Respektvoll.] Graf: „Johann, Du hast mir Zigarren genommen! Wie heißt das siebente Gebot?“ — Johann: „Du sollst . . . der gnädige Herr Graf sollen nicht stehlen!“

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.